

BARBARA SCHIEB · JUTTA HERCHER (Hrsg.)

1938

Warum wir heute genau
hinschauen müssen

Mit einem Vorwort von Klaus von Dohnanyi



Lauf der Dinge

1988

Ausgemergelt und in Lumpen gehüllt, wachte ich vom Geruch warmer Brötchen und frischen Tees auf. Ich stolperte aus meinem Bett. Ein 90 Zentimeter breites und zwei Meter langes Bett. Ein weiches und bequemes Bett. Eigentlich viel zu bequem für den Ort, an dem ich zu sein schien. Ich tapste zur Tür, schob sie auf und stolperte den dunklen, kalten Flur entlang, der zu einem großen, leeren Raum führte, in dem viele Millionen Staubpartikel durch die Luft wirbelten, die aufgrund der hereinscheinenden Sonnenstrahlen schimmerten. Dann kämpfte ich mich durch einen weiteren Flur, der genauso dunkel und kalt wie der erste war. Ich blieb vor der Tür mit dem milchigen Glas stehen, hinter der sich die Küche befand. Ein letztes Mal schaute ich an meinem Körper herunter, einem zierlichen und dünnen Körper. Ich richtete meine zerrissene Stoffhose zurecht und das schmutzige Hemd, ich kämmte mit meinen kleinen Fingern durch mein zerzaustes Haar, ich versuchte meine durch Eiter verklebten Augen mit Spucke zu reinigen – was mir nur spärlich gelang – und drückte die Klinke hinunter, um die Tür zu öffnen.

Ich hatte Angst. Mein Herz schlug gegen meine Rippen, über die eine dünne, fast durchsichtige Haut gespannt war. Dann schloss ich die Augen.

»Mein Spatz, da bist du ja. Guten Morgen! Hast du gut geschlafen?«, sagte eine raue, aber liebevolle Stimme und ich erkannte meine Oma.

»Ich habe schon wieder den Traum geträumt, Omi.«

»Aber wieso denn?«

»Ich weiß es nicht. Immer träume ich den Traum.«

»Du musst damit aufhören!«, raunte meine Großmutter diesmal böse und wandte sich von mir ab.

»Aber, ich kann es nicht. Ich träume einfach immer wieder davon, dass sie mich abholen. Dass sie mich von euch trennen. Dass sie mich in den Zug stecken. Dass sie mich aus dem Zug laden. Dass sie mich in eine Baracke bringen. Dass ich diese Lumpen tragen muss und euch nie wieder sehe. Ich

träume von meiner Angst und von meiner Einsamkeit in dieser Baracke, und davon, dass ich diesen Ort nie wieder verlasse.«

1998

Ich drückte die gelbe Salbe einen halben Zentimeter aus der weißen Tube, nahm sie mit meiner Zeigefingerspitze ab und schmierte sie in beide Augen. Seit ich denken konnte, wachte ich morgens mit verklebten Augen auf. Bindehautentzündung hieß es. Chronisch.

Der Chamsin, dieser heiße Wüstenwind, der Anfang April über das ganze Land fegte und auf allen Häusern, Autos, Straßen, Gegenständen und Menschen einen rötlichen Film hinterließ, hatte mein Augenproblem nur verschlimmert. Dabei liebte ich ihn. Ich liebte, dass über drei Tage hinweg alles monochrom aussah. Ein beiger Farbverlauf, der das ohnehin schon beige Land eben irgendwie noch beiger machte.

Nach dem Einsalben der Augen konnte ich eine Viertelstunde nichts sehen. Die Welt vor mir wirkte als finde sie hinter einer Milchglasscheibe statt. Also legte ich mich mit offenen Augen hin und dachte daran, wie ich vor über einem halben Jahr hierhergekommen war. In den schönsten Kibbuz des Landes, in genau denselben Kibbuz, in dem schon meine Großtante Meta vor genau 70 Jahren gelandet war, nachdem meine Ur-Großmutter sie siebzehnjährig aus Deutschland nach Palästina geschickt hatte. Weitsichtig, kaltherzig und schlau war diese Entscheidung gewesen. Eine Entscheidung, die Meta auf alle Zeit zu einer Einzelkämpferin machen würde. Eine Entscheidung, die Meta ihrer Mutter niemals verzeihen würde.

Während meine Mitschüler zukunftsweisend Texas, Schottland oder die Normandie auserkoren hatten, hatte ich, ohne nur eine Sekunde zu zögern Metas Kibbuz ausgewählt. »Du wirst da richtig arbeiten müssen!«, hatte meine Mutter augenrollend und genervt gesagt. »Und dabei bist du nicht mal eine Jüdin!« hatte sie noch hinterhergeschoben, um mir völlige Unzurechnungsfähigkeit zu attestieren. Mein Vater war im Gegensatz zu ihr natürlich stolz auf mich gewesen. Auf meine Entscheidung. Auf meinen Zionismus. Auf mein Jüdischsein. Auf sich selbst und darauf, wie sein Einfluss, seine Manipulation und sein Second-Generation-Trauma bei mir offensichtlich einen bleibenden Eindruck hinterlassen hatten.

Obwohl das Zimmer, in dem ich lag, nach wie vor verschwommen war, konnte ich den silbernen Davidstern um den Hals meines Vaters klar und eindeutig erkennen.

2008

»Ich breche dir deine jüdische Hakennase« schrie das blonde, 1,75 Meter große Mädchen aus gutem Hause und das Letzte, an das ich mich erinnern kann, ist das Klirren eines Glases. Meines Glases. Ich ließ es in dem Moment fallen, wie ihre Faust auf meine Nase traf.

Danach ging dann alles sehr sehr schnell. Zwei Türsteher griffen jeweils meinen rechten und linken Oberarm und schoben mich an dem blonden Mädchen, das weinend an der Brust eines dritten Türstehers lehnte, vorbei. Vor der Bar, die unter den S-Bahnbögen an der Friedrichstraße lag, hielt man mich fest und telefonierte gleichzeitig mit der Polizei.

»Ihr müsst die Blonde holen, die hat mir versucht meine Nase zu brechen!«, rief ich energisch. Aber die Türsteher ignorierten mich und schauten sich gegenseitig kritisch an.

»Habt ihr überhaupt gesehen, was passiert ist?«

»Sie hat uns alles genau erzählt.«

»Was hat sie denn erzählt?«

»Dass du ihr ein Glas ins Gesicht geschmissen hast.«

»Aber das habe ich nicht! Das Glas ist runtergefallen, nachdem sie mir mit der Faust versucht hat meine Nase zu brechen.«

»Das kannst du alles gleich der Polizei sagen.«

»Wie, das heißt, die nehmen mich gleich mit?«

»Keine Ahnung. Das ist auch nicht unser Problem.«

Fünf Minuten später traf die Polizei mit Blaulicht ein. Sie befragten mich, untersuchten das blonde Mädchen nach Verletzungen und sahen, dass ihrem Gesicht und auch sonst keinem Körperteil etwas passiert war. Dann nahmen sie unsere Personalien auf und fuhren davon.

Am nächsten Morgen machte ich Fotos von meiner lila angelaufenen Nase, damit ich irgendetwas in der Hand haben würde, das bewiese, dass ich das Opfer und nicht die Täterin war. Sechs oder acht Wochen später musste ich bei der Polizei vorstellig werden. Ich nahm die ausgedruckten Fotos mit und musste mich zu der Anzeige wegen »schwerer Körperverletzung« äußern. Ich erzählte davon, dass sie ihre Drohung – meine jüdische Hakennase zu brechen – versucht hatte, wahr zu machen. Die Anzeige wurde fallengelassen. In der Bar hatte ich für immer Hausverbot.

2018

Das Telefon stand nicht still, weil ein Haufen Journalisten mit mir über den Vorfall mit dem arabischen Israeli sprechen wollten. »Frau Schapiro, könnten sie sich vorstellen einen Artikel zu diesem Thema zu schreiben?« Und ich dachte, was soll ich denn noch alles schreiben? Ich habe alles gesagt. Ich habe in den letzten fünf Jahren einen Roman geschrieben, ein Drehbuch und unendlich viele Essays. Ich habe mich ausgeschrieben. Leergeschrieben, wie alte Schriftsteller zu sagen pflegen.

Aber sie wollen ja gar nicht, dass ich etwas Neues schreibe. Sie wollen eigentlich, dass ich mich wiederhole. Dass ich immer und immer wieder dasselbe erzähle. Von meinen Träumen als Kind. Von diesen KZ-Träumen, die ich bis in meine Jugendjahre hatte und selbst heute noch manchmal habe.

Sie wollen, dass ich von meinen antisemitischen Erlebnissen erzähle, und neuerdings auch, ob diese antisemitischen Erlebnisse in irgendeiner Korrelation mit dem sogenannten »neuen Antisemitismus« stehen. Und dann sage ich, lässt mich mit eurem bescheuerten »neuen Antisemitismus« in Ruhe. Ich bin kein Kapo. Ich bin nicht euer Funktionsjude, den ihr für eure eigene Agenda benutzen könnt. Dann sind sie enttäuscht, weil sie so gerne hören wollten, dass mir ein Flüchtling ins Gesicht gespuckt hat, aber mir hat noch nie ein Flüchtling ins Gesicht gespuckt. Eine blonde, deutsche, hochstämmige Tochter guten Hauses hat mir versucht die Nase zu brechen, weil diese Nase eine jüdische Hakennase ist. Und eine Enkelin eines VIP-Nazis hat mir in einem manischen Monolog, während einer intellektuellen, fancy-schmancy Schöneberger-Wohnungsparty, davon erzählt wie sie aus meiner Schädeldecke eine Suppenschale machen möchte.

Aber, weil die Fragenden ja selbst diese Kinder aus gutem Hause und diese Enkel von irgendwelchen VIP-Nazis oder eben Non-VIP-Nazis sind, haben sie keinen Bock auf meine Antworten. Sie lassen mich schreiben und sprechen, ja, das tun sie, damit man am Ende nicht sagen kann, sie hätten nicht darauf aufmerksam gemacht. Aber eigentlich will ich viel lieber, dass sie mal anfangen zu sprechen. Wo sind sie denn alle, diese Romane der Stuckrad-Barres und von Uslars über ihre Nazi-Großeltern? Wo sind die Essays, Reportagen und Interviews von deutschen Enkeln? Vielleicht würde es helfen, diesen uralten, aus niemandem herauszubekommenden Antisemitismus anzugehen, weil jene über ihn sprechen, die ihn ja selber tief im Inneren fühlen und von ihren Eltern und Großeltern übernommen haben. Vielleicht würde das mehr helfen, als diese ganzen Juden, die von ihrem langweiligen Alltag berichten.

2028

Meta saß auf unserem grünen Hans-J.-Wegner-Sofa – so wie sie das immer nach der Schule tat – und las Hannah Arendts »Über das Böse«.

»Alles richtig gemacht«, dachte ich und lächelte tief aus meinem Bauch heraus. »Mama, hast du die Salbe gegen meine Bindehautentzündung gekauft?«, rief sie, ohne ihr Gesicht vom Buch abzuwenden, und ich antwortete »Logisch!«

Ich machte mir eine Kanne Jasmintee in unserer Küche – so wie ich das immer tat, wenn ich von der Arbeit nach Hause kam – und setzte mich danach an den großen, alten Holztisch. Ich strich mit meiner Hand über die Patina, die von den letzten Jahren erzählte. Von den Play-Doh-Zeiten, als Meta noch klein und der echte Antisemitismus noch diskutiert wurde, von den Malstunden-Zeiten als Meta mit Kindern aus 42 anderen Nationen in die Grundschule ging und ich dafür sehr, sehr viel Geld bezahlte. Von den Ersten-Nagellack-Zeiten, als Meta langsam ein Teenager wurde und niemand mehr, der es sich leisten konnte, sein Kind auf öffentliche Schulen schickte. Nicht wegen der arabischen Kinder, sondern weil die Deutschen diese arabischen Kinder benutzten, um nicht mehr von jüdischen Kindern mit ihrer eigenen Geschichte konfrontiert zu werden. Sie zeigten auf diese dunkelhaarigen Kinder, wenn wieder irgendwo ein jüdischer Junge von einem arabischen Jungen angegriffen wurde, und behaupteten, dass das eben ein Problem des »neuen Antisemitismus« sei, den man 2015 importiert habe. Aber diese Jungen in diesen Schulen waren längst in Deutschland geboren und hatten deutsche Kindergärten besucht. Sie waren das Beste, was den Deutschen hätte passieren können, weil die Deutschen nun endlich Argumente hatten, nicht mehr über den Holocaust sprechen zu müssen (Die arabischen Kinder wollen das nicht!) oder über die Rolle der deutschen Bevölkerung (Die arabischen Kinder wollen das nicht!). Also sprach niemand mehr in der Schule über den Holocaust oder über Juden oder über das Leid oder die transgenerationale Weitergabe von Traumata. Ab und zu sprach man noch über Hitler und Himmler und Goebbels, so als wären da eben ein paar Außerirdische gelandet, die alle geliebten Juden umgebracht hatten. Und wenn die arabischen Kinder im Unterricht wieder etwas gegen Juden sagten, dann ermahnte sie niemand. Niemand der Lehrer, niemand der Schüler. Im Gegenteil. Die meisten Kinder und Lehrer nickten lächelnd – natürlich nur, wenn niemand dabei zuschaute – und waren schrecklich froh, dass es so viele gab, die für sie endlich das sagten, was

sie solange nicht hatten sagen dürfen. In Talkshows aber schüttelten die Deutschen gewohnt ihre Köpfe, wenn es wieder um diesem sagenumwobenen »neuen Antisemitismus« ging und guckten ganz betroffen in die Kamera. Danach gingen sie, erschöpft von diesem ganzen öffentlichen Moralisieren, noch kurz ein Bier in ihrem Späti an der Ecke kaufen und wenn im Flatscreen, der über der Kasse hing, wieder irgendetwas zu Israel in den Nachrichten lief, dann schimpften sie gemeinsam mit Mohammed, ihrem Späti-Betreiber, über diese niederträchtigen Israelis.

Mirna Funk, geboren 1981 in Ostberlin, ist Journalistin und Schriftstellerin. Sie lebt in Berlin und Tel Aviv. Ihr Roman »Winternähe« erschien 2015 und wurde mit dem Uwe-Johnson-Förderpreis ausgezeichnet. In ihrem Werk geht Mirna Funk unter anderem den Fragen nach der Präsenz jüdischer Kultur im heutigen Deutschland nach und lenkt den Blick auf eine gegenwartsorientierte Erinnerungskultur.

Vom Tisch aus beobachtete ich Meta, meine schöne, kluge Meta, die Ur-Enkelin von vier Holocaust-Überlebenden, und erinnerte mich dabei an die durchlittenen Nächte, in denen sie vom Lager träumte, so wie ich es als Kind getan hatte, und wie sie von ihrem Zimmer in mein Zimmer gerannt war und wir am nächsten Morgen gemeinsam in meinem großen Bett mit unseren gelb verklebten Augen aufgewacht waren.